Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 10

Artikel: Der geheimnisvolle Ochsenraub
Autor: Linden, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667778

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Mutter. Fehlschlag auf Fehlschlag zwingen ihn, in das Salzburger Joch zurückzukehren, wo ihn der Erzbischof Graf Colloredo nicht besser als einen Lakaien hält, mit denen er an einem Tische essen muss. In Wien kommt es endlich (1782) zum endgültigen Bruch mit dem Erzbischof, der ihn «Lump», «Lausbub», «elender Bursche» nennt und durch einen seiner Höflinge mit Fusstritten hinauswerfen lässt. Aber keine Demütigung vermag Mozarts Selbstbewusstsein zu beugen. Er weiss: «Nur das Herz adelt den Menschen» und bekennt: «Meine Ehre ist mir über alles!»

An «Ehre und Reputation» muss Mozart auch seine Frau Konstanze häufig erinnern, die er sich aus der nicht ganz einwandfreien Musikerfamilie Weber geholt hat. Sie war ihm wohl eine gute, liebevolle Frau, die er zärtlich liebte, deren Flatterhaftigkeit ihm jedoch manchen Kummer bereitete. Zu wirtschaften verstanden sie beide nicht. Kam einmal etwas Geld ins Haus, so wurde es mit vollen Händen ausgegeben.

Aber leider war nur zu selten dazu Gelegenheit, denn, so seltsam es klingt, je älter und bekannter Mozart wurde, um so weniger Geld besass er. Schüler hatte er nur selten, die «Akademien», auf denen er seine Werke spielte oder dirigierte, brachten wenig ein, und die Opern wurden nur bei der Uraufführung bezahlt, so dass dem Komponisten später die grössten Erfolge nichts nützten.

Im übrigen war der einzige wirklich grosse Triumph, den der gereifte Mozart erlebte, die Aufführung von «Figaros Hochzeit» 1787 in Prag. Seine Opern waren, zumal den Wienern, zu schwer. Man liebte noch die leichte italienische Musik. Mit welchen Hoffnungen begrüsste Mozart, der immer «ein ehrlicher Teutscher» sein wollte, das deutsche Nationaltheater in Mannheim und den Versuch, ein deutsches Nationalsingspiel in Wien einzuführen! Aber voller Bitterkeit zweifelte er an dem Erfolg, denn: «Das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfingen, teutsch zu denken — teutsch zu handeln — teutsch zu reden und gar teutsch zu singen!»

Die letzten Lebensjahre des grossen Tonschöpfers waren von Not und Krankheit verdüstert. Der Gedanke an den Tod beschäftigte Mozart immer wieder, schreckte ihn aber nicht: «Da der Tod der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren besten Freunde des Menschen bekannt gemacht, dass sein Bild nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes.»

Nie erlahmte seine wunderbare Schaffenskraft, und sein unausschöpfbar reiches Lebenswerk — vierzig Sinfonien, siebzehn Klavierkonzerte, eine lange Reihe von Opern, zahllose Kammermusikstücke, Kirchenmusik und viele andere Schöpfungen in allen Ausdrucksformen der Musik — krönte er mit der am 30. September 1791 uraufgeführten deutschen Oper «Die Zauberflöte», in der er eine Welt vollkommener Harmonie und wunschlosen Glückes erstehen liess.

Kurze Zeit vor seinem Tode erhielt der kranke Mozart von einem geheimnisvollen Unbekannten — später stellte es sich heraus, dass ein Graf Walsegg der Besteller war — den Auftrag, ein Requiem zu schreiben. Er war noch nicht ganz fertig, als der Tod dem fünfunddreissigjährigen Komponisten die Feder aus der Hand nahm. In einem Armengrab auf dem Wiener Friedhof St. Marx wurde Mozart beigesetzt. Und schon bald nachher wusste niemand mehr, wo sich das Grab befand . . .

Hermann Linden

DER GEHEIMNISVOLLE OCHSENRAUB

Begegnung nach vielen Jahren

Heute abend wiederholte es sich zum dritten Male. Wenn der Geiger Guzzazaro wie an den vorhergegangenen Abenden gegen Mitternacht seine Augen über das Instrument hinab in den Saal gleiten liess, sah er, nur wenige Schritte vom Podium entfernt, einen Menschen sitzen, an dem sein Blick haften blieb, ohne dass er wusste, warum. Der Geiger, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, war nicht nur auf den Plakaten, sondern auch in Wirklichkeit ein Virtuose, der mit völliger Geistesabwesenheit zu spielen vermocht hätte. Diese drei Abende waren eine Prüfung seiner

Fähigkeit. Da sass er also wieder, der Mann mit dem kurzgeschnittenen roten Vollbart. Guzzazaro starrte mit halbgeschlossenen Augen zu ihm hinunter. Solange er in den Kaffeehäusern spielte, war es ihm noch nie passiert, dass ihn ein Gesicht aus dem Publikum zum Betrachten zwang. Es konnte nur so sein, dass der Zwang aus dem Instinkte kam, unerklärlich. Er musste diesem Mann schon einmal früher begegnet sein, indes dachte er nicht sehr angestrengt darüber nach, schliesslich hatte er ja auch nebenbei zu spielen, nur die Augen, die konnte er nicht von ihm lassen. Wenn Guzzazaro pausierte, verschwand der Rotbärtige in der Unterwelt des Cafés mit einer Regelmässigkeit, die fast wie Absicht aussah. Es schien dem Geiger, als beschäftigte sich der Mann ebenso mit ihm wie er mit ihm und als verschwände er in den Pausen nur deshalb, um Beobachtungen zu entgehen.

Wieder musizierte Guzzazaro. Der Rotbärtige sass wieder an seinem Tisch. Nun tut der Mann etwas, was den spielenden Geiger aber nun fast wirklich aus der Fassung gebracht hätte, wenn er ein Künstler von geringerer Geschicklichkeit gewesen wäre. Guzzazaro sah, wie der Fremde seinen Kopf etwas in den hinter ihm hängenden Paletot verbarg, ein kleines perlmutterüberzogenes Fernglas aus der Rocktasche zog und dieses Glas, wie es dem Geiger untrüglich schien, ausgerechnet auf seine Person heftete. Guzzazro spielte unbeirrt weiter, obwohl er nun wirklich etwas nervös geworden war.

Seine Unruhe steigerte sich, also er zu bemerken glaubte, dass der Fremde weniger Interesse an seiner ganzen Person, als an seinen Händen hatte. Einen anderen Geiger hätte das nicht irritiert, denn es scheint doch ganz natürlich, dass gerade die Hände eines Geigers das Anziehendste für einen Betrachter sind. Guzzazaro aber hatte an seiner linken Hand, auf der Oberfläche eine rote, kreuzförmige Narbe, und immerzu schien es ihm, als suche der Blick des Fremden den Anblick dieser Handoberfläche zu erhaschen. Es war ihm nun schon fast ungemütlich zumute. Als er den Bogen absetzte, war der Stuhl des Fremden leer.

Weiss, undurchdringlich und doch seltsam widerstandlos standen Nebel in den Strassen, als Guzzazaro den Heimweg antrat. Er wohnte in einem der kleinen Hotels am Bahnhof, so dass er nur eine Strasse und dazu die Hauptstrasse zu gehen hatte. Das war ihm gerade in dieser Nacht sehr willkommen; denn wenn er nicht fortwährend vielen Passanten begegnet wäre, so hätte er in der Einsamkeit, die der Nebel vortäuscht, gewiss immer nur einen Menschen gesehen, den Mann mit dem kurzgeschnittenen roten Vollbart, der ihn heute abend mit einem Feldstecher betrachtet hatte.

«Es wartet ein Herr auf Sie in der Halle, der Sie unbedingt sprechen will», sagte der Hotelportier zu Guzzazaro in einem vertraut-besorgten Tone, als erwarte er die selbstverständliche Aufforderung des Geigers, den Besuch, der sich eine so ungebührliche Zeit ausgesucht hatte, sofort wegzuschicken. Guzzazaro machte eine Miene, als müsste er etwas verschlucken, was Widerstand bereitete, sagte aber kein Wort, sondern ging mit raschen Schritten in die Halle.

Der Mann, der sich dort sofort bei seinem Erscheinen aus einem Fauteuil erhob, war der Mann aus dem Café; sein Bart hatte das leuchtende Rot der Fuchsfarbe. Eine inhaltlose Begrüssung. Guzzazaro dachte eine Sekunde an Gefahr, jedoch sagte er mit einem liebenswürdigen Lächeln: «Kommen Sie doch, bitte, für einige Minuten auf mein Zimmer, Hotelhallen sind trostlos um diese Zeit!»

Richard Gerlach

WINTERSONNE

Das Licht der Frühe überglänzt die Hänge
der Bergwand bis zum gelben Schnee
mit Rosenhauch, rückt gegen Schatten
und fliesst auf Wellen in den See.

Die Sonne wandelt jeden Morgen
ins Tal durch den Kastanienwald.
Sacht schlüpft wie zu Horazens Tagen
die Eidechse aus kühlem Spalt.

Auf ihrem Stein wärmt sich die Otter.
Das Rotkehlchen versprüht sein Lied.
Die letzten abgeblühten Astern
harren des Strahls, der näherzieht.

Sie stiegen drei Treppen empor. Der Läufer saugte den Schall der Schritte auf; könnten aber Gedanken sich phonetisch offenbaren, so wäre es dem Teppich sicher nicht gelungen, dieses Dröhnen zu unterdrücken, das die Gedanken der beiden Männer verursacht hätten.

Guzzazaro drehte das Licht an, nahm Whisky und Zigaretten aus dem Schrank, forderte seinen Gast zum Sitzen auf und sagte: «Bitte, vergessen Sie aber nicht die Stunde!»

Da sagte der Rotbärtige: «Wie sollte ich nicht daran denken, dass Sie ein geplagter Künstler sind, Herr Guzzazaro. Aber ich bin nicht hierhergekommen, um den Caféhausgeiger Guzzazaro zu sprechen . . . »

«Sondern» — erwiderte der Fremde hastig — «diesen anderen, der noch hier ist, den möchte ich sprechen, acht Jahre habe ich Sie gesucht, Conte Nogi!»

Als dieser Name in dem Zimmer genannt wurde, entstand ein gefährliches Schweigen. Das Rauschen der Heizungsröhren war das einzige überdeutlich gewordene Geräusch im Zimmer. Guzzazaro erlebte Gefühle, die er fast kaum zu beherrschen vermochte. Mit langsamen Schritten ging er in dem kleinen Raum auf und ab, abwechselnd sprangen seine Blicke von dem Körper des Fremden hinaus auf die pathetische Bahnhofsfassade, die Nebel in ein Geisterschloss verwandelt hatte, hin und zurück und im Kreise; seine rechte Hand umklammerte den Hals der Branntweinflasche, als wollte er sie seinem Gast im nächsten Moment auf den Schädel schlagen. Nun wusste er, wer das war, dieser Rotbärtige, dieser seltsame, aufdringliche Caféhaus-Beobachter. Es war, als hätte der Ruf dieses anderen Namens alles Vergessene erweckt, und die Toten ständen wieder auf aus den Grüften. Schliesslich sagte er, leise und langsam, den Oberkörper gegen den unbeweglich dasitzenden Gast vorgebeugt: «Es ist dein Glück, du Schurke, dass du nicht den Conte Nogi, sondern den Caféhausmusiker Guzzazaro getroffen hast, und dass es schon so viele Jahre her sind!»

Da sagte der Angeredete: «Lieber, verehrter Herr Graf. Ich bin froh, dass Sie mich nicht gleich zusammengeschlagen oder niedergeschossen haben, wie das bei Ihrem Temperatment möglich gewesen wäre. Ich bin froh, dass Sie mich wenigstens zum Reden kommen lassen. Ich denke kaum daran, dass ich persönlich somit einem Unglück entkommen bin, sondern ich denke vielmehr daran, wie furchtbar es gewesen wäre, wenn ich im letzten Augenblick um die Frucht meiner Bemühungen gekommen wäre!»

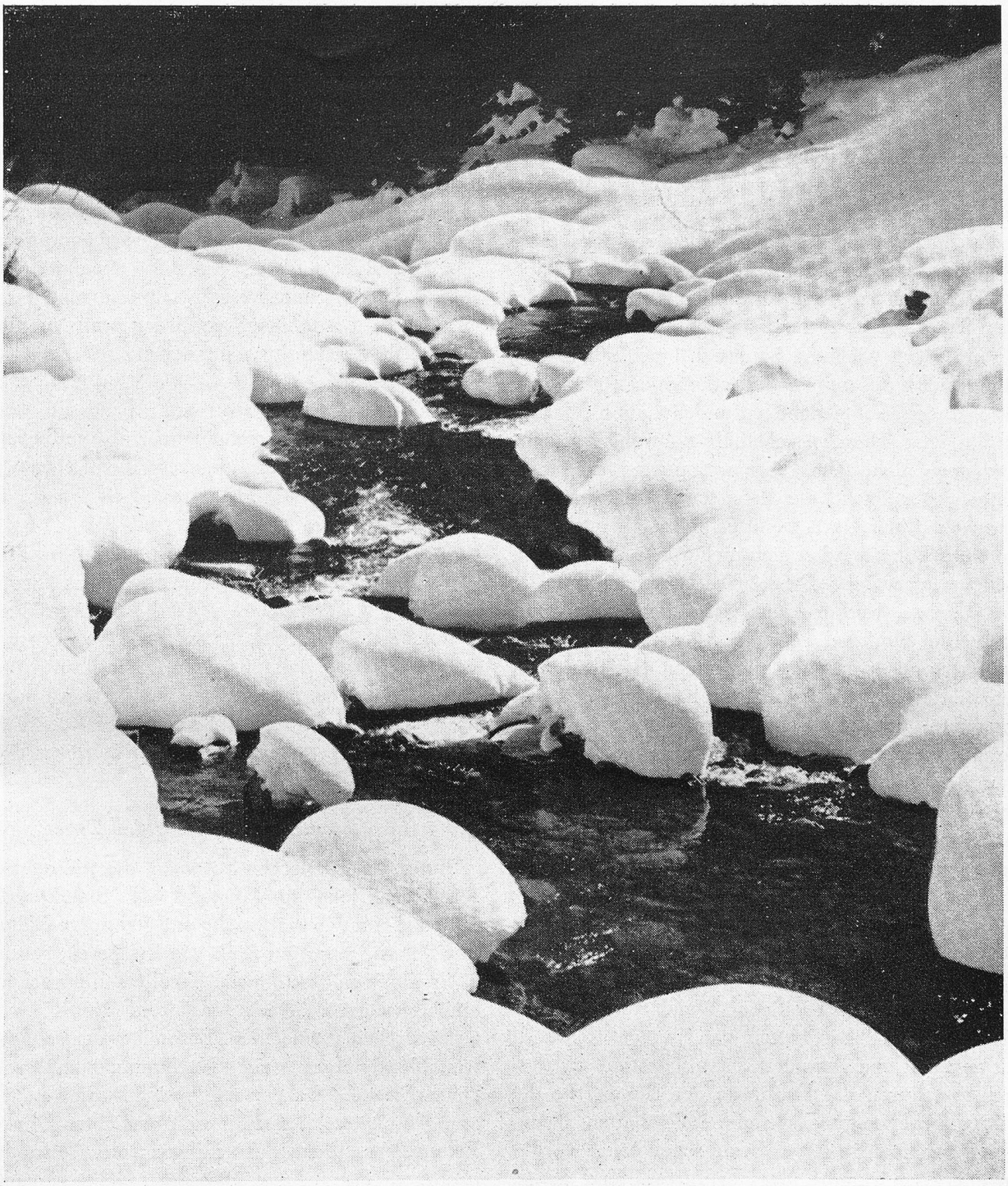
«Die Frucht deiner Bemühungen» — erwiderte der Conte mit einem finsteren Blick. «Du drückst dich dunkel aus, Sebastian!»

«Eine kleine Weile, Herr Graf, und Sie werden nicht mehr Schurke zu Ihrem Verwalter Sebastian sagen!» Da der Conte hierauf still blieb, hielt das der Mann für eine Aufforderung zum Reden und er begann zu erzählen:

«Ihr Vater, Herr Graf, wurde sehr krank. Er schätzte sein Leben selbst nur noch auf wenige Tage. Da rief er mich zu sich und sagte: ‚Sebastian, du weisst, mein Sohn Raffael ist ein notorischer Verschwender. Er ist dem weiblichen Geschlecht so verfallen, dass ich es aufgegeben habe, ihn ändern oder bessern zu wollen. Die Weiber haben aus ihm eine Goldgrube gemacht. Aber alle Gruben werden einmal leer. Unser Gut ist vollkommen verschuldet, das weisst du, nur die 2000 schönen Ochsen, mein grösster Stolz, sind noch frei. Ich werde in einigen Tagen sterben. Verkaufe dann das Gut und auch die Ochsen, erledige alle Schulden und trage den Erlös für die Ochsen auf eine Mailänder Bank. Wenn die Sinnesverwirrungen der Jugend meinen Sohn Raffel verlassen haben, wenn er alt und gescheit geworden ist, dann soll dieses Geld ihm helfen. Du musst aber so tun, als hättest du die Ochsen geraubt und für eigene Rechnung verkauft, sonst wird sich Raffael ja doch des Geldes bemächtigen. Erst in zehn Jahren wirst du ihn suchen und ihm das Geld übergeben, wenn er alt genug geworden ist, um zu wissen, was Geld bedeutet. Inzwischen soll er sich durch Arbeit ernähren, er wird das Arbeiten schon lernen, wenn die Renten aufhören. Verschwinde gut, so dass dich niemand findet. Ich werde ein Schriftstück ausfertigen, das du meinem Sohn Raffael übergeben wirst. Er wird darin alle notwendigen Erklärungen finden. Falls dich oder ihn ein unnatürlicher frühzeitiger Tod ereilen sollte, wird dieses Schriftstück, das du zu dem Geld ins Depot geben wirst, alles Notwendige regeln.' — Das waren die Worte Ihres Vaters, Herr Graf. Der Beweis liegt hier auf dem Tisch.»

Mechanisch griff die Hand des Conte nach einem Papierbündel, er öffnete es und las den Brief seines Vaters, vor acht Jahren geschrieben. Alles, was der Verwalter Sebastian gesagt hatte, entsprach der Wahrheit.

«Mein Vater hat dir auch verboten, mich von seinem Tode zu benachrichten?» fragte der Conte.



Verschneiter Bergbach *Photo Ernst Brunner*

«Jawohl», erwiderte der Verwalter leise.

«Als ich zwei Jahre später nach Ravenna kam, sassen andere Leute in unserem Haus. Man erzählte mir, dass mein Vater gestorben, das Gut unter den Hammer gekommen sei und dass der Verwalter Sebastian einige Tage vor der Versteigerung au feine höchst geschickte und geheimnisvolle Weise die zweitausend berühmten Ochsen weggetrieben und verkauft habe und seitdem nie mehr in Ravenna gesehen worden sei. Man hält dich dort allgemein für einen Dieb, Sebastian!»

«Für mich existiert Ravenna nicht mehr, seitdem Ihr Vater gestorben ist», sagte der Verwalter.

Nun setzen sich die beiden Männer näher und freundlicher zusammen. Sebastian musste erzählen. Wie er den Conte denn gefunden habe? Warum er ihn jetzt schon gesucht habe, obwohl erst acht und noch nicht zehn Jahre vergangen waren? Er hatte sich gedacht, der Sebastian, nun, was wird er machen, der Herr, wenn er kein Geld mehr bekommt? Töten wird er sich nicht, denn er liebt das Leben viel zu sehr. Geige wird er spielen, das ist das Einzige, was er kann. Sebastians Scharfsinn hatte ihn zum Ziel geführt. Aber es hatte lange gedauert, bis er den Conte gefunden. Die illustrierten Blätter drucken keine Bildnisse von Caféhausmusikern, und der Conte Nogi hatte sich einen fremden Namen zugelegt. Fünf Jahre hatte er nach dem Tode des alten Conte gewartet, gut versteckt im Ausland, dann aber waren die Unruhe und die Angst über ihn gekommen, und die anderen fünf Jahre erschienen ihm als eine so ungeheuerliche Zeit, dass er die Befehle des alten Conte eigenwillig brach und sich aufmachte, den Sohn zu suchen. Nach drei Jahren hatte er ihn endlich in dieser norddeutschen Stadt gefunden.

Die Jahre der Arbeit, der Wanderung und der Entbehrungen aber hatten den jungen Conte so alt gemacht und verändert, dass Sebastian schliesslich erst durch das Erblicken der Handnarbe die nötige Ueberzeugung gewann. Indes hatten die inneren Stimmen in seiner Seele schon lange vorher so energisch rumort, dass er fortwährend ahnte, der Gesuchte müsse bald in Sehweite sein. Er liess daher die Papiere aus Mailand kommen und trug sie vorläufig bei sich, um sie dem Conte sofort zu übergeben. Nun war das geschehen.

Sebastian war gegangen.

Der Conte stand am Fenster. Er war nun wieder ein verhältnismässig begüterter Mann. Die Nebel hatten sich gelockert. Der Bahnhof trat schärfer, plastischer und auffordernder aus dem Dunst heraus. Das Zifferblatt glühte wie eine ferne Lokkung. Wie ein Regen elektrischer Funken sprühte se hinter der Stirne des fünfzigjährigen Mannes. In zwei Stunden ging ein Zug nach Nizza. Er aber wusste, dass er nicht an die Stätte seiner vergangenen Genüsse und Torheiten fahren würde; er hätte es nicht ertragen, altgewordenen Gesichtern holder und süsser Abenteuer in den Gefilden einer ewigjungen Landschaft zu begegnen. Denn noch hatte er ein empfängliches Herz. Aber er war auch schon ziemlich müde geworden. So stieg zwei Tage später der Caféhausmusiker Guzzazaro, der nun wieder ein Conte Nogi geworden war, in einen Zug nach Stockholm; an seiner Seite sass Sebastian.

Das Café erschrak zwar am Abend ein wenig über seinen lautlos verschwundenen Kapellmeister, aber er wurde noch am gleichen Abend ersetzt.

Jakob Hess

DAS LIEBESGESCHOSS

Ein Geschichtchen aus wilden Tagen

Unter den russischen Soldaten, die während der Franzosenkriege zu Muotatal ihr Standquartier hatten, befanden sich nicht nur struppige Männer mit Bärten, lang und rauh wie Reisbesen, sondern auch junge und schmucke Gesellen, die auch den einheimischen Mädchen gar wohl die Köpfchen zu verdrehen vermochten. Besonders der schlanke, weissblonde Igor, ein Nachkomme baltischer Deutschrussen, beherrschte sowohl die Landessprache als auch das Spiel mit verliebten Blicken. Er eroberte nicht nur Feindeswaffen, sondern ebenso Frauenherzen, die ihm nicht gepanzert entgegentraten. Nicht alle Talschönen, die sich mit Igor in neckisches Geplänkel einliessen, dachten an ein ernsthaftes Gefecht, bei dem es Verwundete absetzen konnte.

Die einzige, bei welcher der Funke der Liebe ins Pulverfass übersprang, war wohl Sibylle Obderfluh, das hübsche Töchterchen eines Gemsjägers. Das war ein resolutes Ding, mit kohlschwarzen Augen, die funkeln konnten in wunder-